

Lana Lux
KUKOLKA

 aufbau

LANA LUX

KUKOLKA

ROMAN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03693-5

Aufbau ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2017

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Für Konstantin
und Rosalie

TEIL 1

An den Anfang erinnere ich mich nicht. Ich erinnere mich erst, als ich so ungefähr fünf war. Es war 1993. Das habe ich mir später ausgerechnet. Denn 1995, kurz vor der Einschulung, sagten sie mir, dass ich sieben bin.

Ich habe das Gefühl, in meiner Kindheit war nur Winter. Ich erinnere mich an den riesigen kalten Schlafsaal und an die Metallbetten. Sie standen dort in unendlich vielen Reihen. Darin haben wir geschlafen. Nachts und auch mittags. Alles, was wir in dem Heim tun durften, war genau festgelegt. Auch das Schlafen.

Als Erstes sollten wir alle aufs Klo gehen. Dann mussten wir uns ausziehen und unsere Kleidung gefaltet abgeben. Wir durften nichts anbehalten, nicht mal die Unterhosen. Auch dann nicht, wenn die Heizung wieder mal ausgefallen war. Viele Kinder haben nämlich ins Bett gemacht, und damit nicht die ganzen Klamotten dreckig wurden, mussten wir alle nackt schlafen. Ich fand es absolut in Ordnung, dass die Kinder, die trotz der Bestrafung immer wieder ins Bett gemacht haben, nackt schlafen mussten. Aber viele von uns machten doch gar nicht ins Bett und mussten trotzdem alles ausziehen. Es waren übrigens immer dieselben, die ins Bett machten. Sie wurden von allen Stinker genannt. Ich

weiß auch nicht, warum sie damit nicht aufhören wollten. Ich hätte es sofort gelassen, wenn ich danach so verdroschen worden wäre.

Auf jeden Fall mussten sich alle nackt machen zum Schlafen. Dann hatte man sich auf seine rechte Seite ins Bett zu legen, die Knie im rechten Winkel, beide Hände zusammen und unter die Wange geschoben, Augen zu und schlafen. Eine Erzieherin ging dabei immer durch die Reihen, und wenn irgendwer geflüstert, die Position verändert oder die Augen aufgemacht hatte, hörte man den dünnen Ledergürtel schlagen. Die Erzieherinnen sagten, dass es für uns wichtig ist, in genau dieser Position zu schlafen, denn auf der linken Seite ist das Herz, und es kann zerquetscht werden, wenn man sich darauflegt.

Ich wurde so gut wie nie geschlagen, weil ich mich richtig zu verhalten wusste. Ich war ja auch schon immer im Heim gewesen, deswegen war es für mich nicht so schwer, zu wissen, was richtig war und was nicht. Kinder, die später kamen, haben ständig alles falsch gemacht.



Marina war eine Neue. Ihre Eltern hatten sich getrennt, und weil die Mutter Alkoholikerin war, bekam der Vater das Sorgerecht. Aber nach kurzer Zeit war ihm das vermutlich zu viel. Er brachte Marina ins Heim und sagte, es ist nur für den Sommer, weil er viel arbeiten muss. Marina hat geglaubt, es ist wirklich nur für den Sommer. Sie hat am Anfang viel falsch gemacht. Sie wollte nicht, dass man ihr die langen Haare abschneidet, wollte mittags nicht auf der

rechten Seite schlafen, wollte die Milch nicht trinken und noch viele andere Sachen. Die Erzieherinnen waren natürlich sauer und haben sie oft bestraft. Zuerst bekam sie nur die kleinen Strafen, zum Beispiel musste sie für den Rest des Tages auf der rechten Seite im Bett liegen, damit sie lernt, wie das geht. Aber als sie sich immer weiter weigerte und immer mehr heulte, wurden die Strafen doller.

Einmal wollte sie die Suppe nicht aufessen. Elena Wladimirowna haute ihr auf den Hinterkopf und sagte: »Wenn du das nicht aufisst, wirst du morgen überhaupt kein Essen bekommen.«

»Aber ich kann das nicht essen«, sagte Marina und heulte noch lauter.

Das war natürlich frech. Man hatte zu essen, was da war. Das war ein Gesetz. Elena Wladimirowna packte Marina am Arm und schleppte sie in den Waschraum. Dort musste Marina bis zum nächsten Abendessen in der Ecke stehen bleiben. Das lange Stehenbleiben fand immer in dem Waschraum statt, weil er auch am Boden gefliest war, und wenn die Kinder sich in die Hose machten, konnte man es mit einem Wasserschlauch leicht wieder saubermachen. Marina hat einfach nicht aufhören wollen zu heulen, und das machte die Erzieherin richtig wütend, deswegen stopfte sie ihr einen Lappen in den Mund.

Nachts, als alle schliefen, wurde ich wach und hörte ein leises Schluchzen aus dem Waschraum. Ich wusste, dass sie Hunger haben musste, weil sie es ja noch nicht gewohnt war, ohne Essen auszukommen. Ich hatte unter der Matratze immer Brotrinde für solche Fälle. Ich nahm zwei Stück raus, um sie Marina zu bringen, dann legte ich aber

eins wieder zurück. Erstens war sie selber schuld. Zweitens war sie nicht meine Freundin. Ich hatte gar keine Freunde.

Ich ging in den Waschraum. Marina kauerte in der Ecke und zuckte zusammen, als sie mich bemerkte. Ich beugte mich zu ihr runter und nahm den Lappen aus ihrem Mund. Aber sie war schon so verängstigt, dass sie ihn sich sofort wieder reinstopfen wollte.

Ich musste kichern und sagte: »Die schlafen alle, hier, iss das, dann kannst du dir den Lappen wieder reintun, wenn du willst.«

»Was ist das?«

»Brot.«

»Das sieht gar nicht aus wie Brot. Sieht aus wie ...«

»Hör mal, so wirst du hier nicht weiterkommen. Wenns dir nicht gut genug ist, dann bleib doch hungrig.«

»Doch, doch«, sie griff nach der trockenen Brotrinde und fing an, daran herumzukauen.

»Danke. Das ist sehr lieb«, sagte Marina.

»Du solltest dich hier besser anpassen. Wenn du dich an die ganzen Regeln hältst, dann bekommst du weniger Strafen.«

»Aber ich mach doch gar nichts. Wenn mein Vater wüsste, wie die hier zu Kindern sind, würde er mich sofort abholen. Wann wirst du eigentlich abgeholt?«

»Gar nicht.«

»Gar nicht?«

»Nein. Und du auch nicht.«

»Du bist blöd!«, sagte Marina. »Ich will dein dummes Brot nicht. Du blöde Zigeunerin!«

»Halt die Klappe!«

»Die anderen haben schon recht. Du bist 'ne blöde Zigeunerin!«

»Sei ruhig!«

»Sonst *was*? Du bist bloß neidisch, weil mein Papa mich abholen wird und dich niemand liebhat.«

Plötzlich ging das Licht an, und Elena Wladimirowna stand im Nachthemd und mit wilden schwarzen Haaren in der Tür.

»Was ist das hier für eine Versammlung?«, zischte sie durch zusammengepresste Lippen.

»Was hast du hier zu suchen, Samira? Was seid ihr Zigeuner nur für unerziehbare Viecher?« Sie schnappte sich ein Handtuch und schlug auf mich ein. Reflexartig machte ich mich ganz klein und bedeckte meinen Kopf. Das Handtuch knallte ein paarmal auf meinen Rücken, dann hörte sie auf, zog mich am Oberarm hoch und erlaubte mir, zurück ins Bett zu gehen.

»Darf Marina auch ins Bett gehen? Sie ist doch noch neu und so ...«, sagte ich ganz leise und bereute es im gleichen Moment.

»Du bist wirklich unbelehrbar, was? Na, wenn du dich so sehr um sie sorgst, dann kannst du ja hier mit ihr zusammen schlafen. Und zwar noch drei weitere Nächte. Und ich will nichts hören, außer euer Atmen! Klar?«

Sie knipste das Licht aus und schloss die Tür. Ich saß eine Zeitlang einfach nur da. Den brennenden Rücken gegen die kalten Wandfliesen gelehnt. Finsternis vor den Augen. Aber nach und nach gewöhnten sie sich immer mehr an die Dunkelheit, und bald konnte ich alles sehen, was in dem Wasch-

raum war. Manche Gegenstände schienen in der Dunkelheit wie verwandelt. Das Handtuch, das Elena Wladimirowna vorhin wieder akkurat auf den Haken gehängt hatte, sah nun aus wie eine alte bucklige Hexe. Der Schlauch in der Ecke wie eine Kobra.

»Siehst du auch die Hexe?«, fragte ich Marina.

»Wo?«

»Da.«

»Ich seh nichts.«

»Schau, die Nase, der Buckel ...«

»Ja. Heftig.«

»Magst du auch das Nachtsehen?«

»Was ist das?«

»Wenn man in der Nacht die wahre Seele der Gegenstände sieht.«

Und wir fingen an, uns gegenseitig die verwandelten Dinge zu zeigen. Ich hatte vorher noch nie mit jemandem so viel Spaß gehabt wie mit Marina in dieser Nacht.



Das Nachtsehen wurde unser gemeinsames Ding. Es funktionierte auch tagsüber. Wir beobachteten Wolken, Wasserflecken auf der Decke, Dreck auf dem Boden, Maserungen im Holz. Uns war nie langweilig, und wir wurden beste Freundinnen. Gleichzeitig waren wir so unterschiedlich, wie zwei kleine Mädchen es nur hätten sein können. Marina war vorlaut und wollte niemandem gehorchen. Sie meinte alles besser zu wissen. Sie hielt sich für besonders hübsch und benahm sich wie eine kleine Prinzessin. Das machte sie

nicht gerade beliebt bei den Erzieherinnen, umso mehr aber bei den Kindern, was mein Ansehen auch ein wenig steigerte. Seit ich mit Marina befreundet war, hatten die anderen fast aufgehört, mich zu beschimpfen und zu quälen.

Einmal lauerten mir aber zwei Mädchen wieder auf dem Klo auf.

»Baah, die stinkt!«

»Die hat Läuse!«

»Eklige Zigeunerin!«, schrien sie und fingen an, mich zu schubsen.

Ich versuchte mich irgendwie von ihnen zu befreien, aber sie waren stärker.

»Ich werde dich mal kämmen, du dreckige Zigeunerin. Halt sie fest, Anja! Halt sie fest!«

Anja verdrehte mir die Hände hinter dem Rücken und drückte mich mit aller Kraft nach unten. Meine schwarzen Haare fielen über den Kopf auf den Boden und wurden mit einer dreckigen Klobürste bearbeitet. Ich wehrte mich nicht, sondern ließ es über mich ergehen, bis sie damit aufhörten.

Als Marina zur Toilette reinkam, waren die beiden schon weg. Ich kniete auf dem Boden und versuchte die Klobürste aus meinen Haaren herauszufummeln.

»Waren es wieder diese blöden Fotzen?«, fragte Marina. Ich sagte nichts. Ich konzentrierte mich auf das nach Pisse und Scheiße stinkende Haarknäuel auf meinem Kopf.

»Warte, ich helfe dir«, sagte sie.

»Danke.«

»Wir müssen uns rächen. Das geht so echt nicht.«

»Lieber nicht. Das provoziert sie doch nur ...«

»Du musst dich wehren. Verstanden?«

Ich nickte. In der Nacht schlichen wir uns dann an die Betten von Anja und Zhenja und schnitten ihnen die Haare ab.

Am nächsten Morgen gab es viel Trubel, Geschrei und Geheul. Sie wussten, dass wir es gewesen waren, aber wie sollten sie es beweisen? Den Erzieherinnen war das Ganze egal. Die restlichen Haare wurden kurz geschoren, damit es ordentlich aussah, und fertig.

Sie sahen natürlich absolut beschissen aus mit den kurzen Haaren. Wie zwei hässliche Jungs. Umso schlimmer war es für sie, weil wir am kommenden Samstag wieder »hohen Besuch« hatten.

An jedem letzten Samstag im Monat kamen Paare, um sich Kinder anzuschauen und eventuell eines zu adoptieren. Die Erzieher sagten, wir hätten es besonders gut, denn früher, zu Sowjetzeiten, gab es nie ausländische Paare. Heute kamen öfters welche aus Amerika, Frankreich, Deutschland und anderen reichen Ländern.

Die ganze Woche lang haben wir über nichts anderes als über die »Adoptiveltern« gesprochen. Wir nannten sie so, auch wenn sie noch niemanden adoptiert hatten. Alles wurde geputzt und geschrubbt, es wurde fleißig gemalt, und zwei Kinderlieder wurden einstudiert. Alle gaben sich die größte Mühe, optimal auf die Gäste vorbereitet zu sein, um eventuell das ganz große Los zu ziehen, nämlich von einem reichen Ehepaar adoptiert zu werden.

Es war das letzte Jahr vor der Einschulung. Wenn man jetzt adoptiert wurde, konnte man gleich zu einer normalen

Schule gehen. Man hätte auch Eltern, und niemand würde ahnen, dass es nicht die echten sind. So dachte ich zumindest damals mit meinen sechs Jahren. Ich glaube, das dachten wir alle.

Auf unseren Bildern, die am Freitag an die Wand geklebt wurden, waren lauter Häuschen, Sonnen, Regenbogen, Schmetterlinge und Mama-Papa-Kind-Strichmännchen, die wir nach Anleitung der Erzieherinnen gemalt hatten. Damit sollten unsere potenziellen Eltern überzeugt werden.

Die meisten konnten nicht malen, und ich am allerwenigsten. Meine Hand machte nie das, was ich mir vorstellte. Marina dagegen hatte eine ganz andere Hand. Sie zeichnete wie eine Erwachsene, das war wirklich beeindruckend. Sie ließ es sich auch nicht verbieten, nackte Menschen zu zeichnen. Zum Beispiel zeichnete sie immer wieder den gleichen nackten Mann mit Schnurrbart und großem Pimmel, der nach oben zeigte. Zuerst wollten die Erzieherinnen Marinas Bilder gar nicht aufhängen, weil sie nicht kindlich genug waren, aber dann einigten sie sich darauf, ein Bild trotzdem zu zeigen, weil es ja schließlich auch ein großes Talent ist, was das Mädchen da hat, sagten sie.

Ich freute mich für Marina. Ich freute mich aber noch mehr über die zwei Lieder, die wir einübten. Seit ich denken kann, mag ich Singen. Meistens durfte man es nicht laut tun, weil es die Erwachsenen störte. Aber im Chor, da konnte ich endlich aus voller Kehle singen. Es war ein Gefühl, als hätte ich ganz lange die Luft angehalten und könnte nun endlich einen ganz tiefen Atemzug nehmen.



Am Samstag wurden wir nach dem Frühstück alle schick gemacht. Weiße Hemden, gebügelte Röcke, Schleifen in den Zöpfen. Gegen Mittag war die Spannung so groß, dass mir alles wie in Zeitlupe vorkam. Dann waren die Adoptiveltern endlich da.

Es waren drei Paare gekommen. Ein kleines, ein großes und ein deutsches. Die Deutschen waren ganz anders als die russischen Paare. Der Mann und die Frau sahen sich ähnlich. Sie hatten beide die gleichen Poloshirts an. Sie in hellem Grün, er in hellem Blau. Das Besondere war aber, dass beide einen Pullover über den Schultern trugen und die Ärmel vorne verknotet hatten. Ich dachte nur – Wow! Wer von denen adoptiert wird, hat es bestimmt noch besser als bei echten Eltern. Sie hatten eine junge Frau dabei, die ihnen alles übersetzte.

Es gab eine Führung durch die Räume unserer Gruppe. Zuerst der Vorraum mit den kleinen Spinden, in denen wir unsere privaten Sachen aufbewahrten. Ich hatte zwar wenig Kleidung, dafür aber einige Schätze, bestehend aus einer knolligen Wurzel, einem Glassteinchen und einigen duftenden Bonbonpapierchen. Manche hatten sogar Briefe oder Postkarten, und ganz, ganz wenige hatten auch eigenes Spielzeug oder Bücher. Eigentlich gab es nur einen einzigen Jungen, der ein eigenes Buch besaß, und ein einziges Mädchen, das ein eigenes Kuscheltier hatte. Dieses Kuscheltier hatte sie immer bei sich. Sie legte es nie in den Schrank und hatte es noch nie jemandem ausgeliehen.

Nachdem den Gästen unsere Spinde und die darin herrschende Ordnung präsentiert worden waren, ging es in den großen Gruppenraum. An der Fensterseite standen die Ti-

sche und Stühle, an denen wir lernten, bastelten und malten. Die andere Hälfte des Raumes war zum freien Spielen und für Gruppenaktivitäten da. Links um die Ecke waren der Waschraum und dahinter die Toiletten, die zwar mit einer dünnen Pappwand voneinander getrennt waren, jedoch keine Türen hatten. Der letzte Raum war der kalte Schlafsaal mit den vielen Betten.

Während der Führung sollte jeder an seinem Platz sein und ordentlich sitzen. Auch das ordentliche Sitzen war genau festgelegt. Gerader Rücken, Knie und Füße zusammen, Unterarme aufeinander- und vor sich auf den Tisch gelegt. In dieser Position fing mich immer irgendetwas an zu jucken. Je mehr ich versuchte, mich nicht zu bewegen und vor allem nicht zu kratzen, umso schlimmer wurde es.

Irgendwann war die Führung für die Adoptiveltern beendet, und wir wurden aus unserer eingefrorenen Position erlöst. Alle gingen zu der Spielfläche und stellten sich im Kreis für das Spiel *Karavai Karavai* auf. Ein Kind sollte in die Mitte des Kreises. Dann gingen alle um dieses Kind herum und sagten: »Karavai, Karavai, du kannst wählen, wen du willst.« Dann sagte das Kind in der Mitte: »Ich liebe natürlich alle, aber Hmhmhm mehr als alle.« Und statt Hmhmhm sollte es einen Namen sagen. Dann kam das ausgewählte Kind in die Mitte, und die beiden drehten sich. Dann sollte das erste Kind zurück in den Kreis, und das neue Kind durfte jemanden aussuchen. Ich mochte das Spiel eigentlich nicht, weil ich nie ausgesucht wurde.

Wir stellten uns also auf, und zufällig war ich neben dem deutschen Mann gelandet. Alle fassten sich an den Händen. Er streckte mir seine Hand entgegen. Sehr groß, rau und

warm. Meine kleine dunkle Hand verschwand komplett in seiner. Er roch nach Seife und Minze und Parfum. Er roch reich.

Er lächelte und fragte mich irgendwas auf Deutsch, aber ich verstand es nicht und schaute verschämt auf den Boden. Was hatte er wohl gesagt, fragte ich mich später immer wieder. Was wäre gewesen, wenn ich zurückgelächelt hätte? Hätte ich doch einfach gesagt, dass ich es nicht verstehe. Vielleicht hätten die Deutschen dann mich adoptiert. Immerhin hatte der Mann mich angelächelt. Wahrscheinlich hätten sie mich aber auch so nicht genommen. Weil ich eine Zigeunerin bin.

Jedenfalls adoptierten sie am Ende Marina. Sie hatte beim Spiel die deutsche Frau ausgewählt, zu ihr in die Mitte zu kommen, und die Frau war ihr sofort verfallen, der hübschen rothaarigen Marina. Sie hatte es einfach drauf.



Es dauerte ein halbes Jahr, bis die Deutschen wiederkamen und Marina abholten. In diesen sechs Monaten schickten sie ihr jede Woche einen Brief und jeden Monat ein Paket. Jedes dieser sechs Pakete machte Marina mit mir zusammen auf. Da waren unglaubliche Sachen drin. Kekse, Bonbons in den buntesten Farben, Kaugummis, Kinderüberraschungseier, Gummibärchen und Schokolade mit einer lilafarbenen Kuh drauf. Einmal sogar ein Jogginganzug. Grau und innen ganz weich. Im letzten Päckchen war eine echte Barbie.

Marina ist in dieser Zeit zu so etwas wie einem Superstar

mutiert. Die anderen Kinder wollten immer etwas von den leckeren Sachen abhaben, den Anzug innen drin streicheln oder mal die Barbie halten. Manche fingen auch an, Marina doof zu finden, weil sie selten etwas abgab, und wenn, dann musste man im Gegenzug etwas für sie tun. Zum Beispiel die Haut von ihrer Milch essen, ihren Putzdienst machen oder irgendjemanden schlagen, den sie nicht mochte. Mir gab sie aber immer was ab. Ich durfte auch oft mit der Barbie spielen und manchmal sogar die graue Hose von dem Jogginganzug tragen. Einmal, als wir zusammen die Schokolade aßen, musste ich weinen.

»Was ist denn?«, fragte Marina.

»Sie ist so lecker«, schluchzte ich.

»Wer?«

»Die Schokolade.«

»Und was gibts da zu heulen?«

»Du bist bald weg, und ich werde nie wieder so eine essen.«

»Quatsch. Ich schick dir eine.«

»Die anderen würden sie mir eh wegnehmen.«

»Dann werde ich meinen Eltern sagen, dass sie dich auch adoptieren sollen. Das wäre eh das Beste.«

»Das werden die nie tun.«

»Hab ich dich je im Stich gelassen? Ich werd das schon machen. Jetzt hör auf zu heulen.«

Eine Woche später wurde Marina abgeholt. Sie hatte zwei Plastiktüten gepackt. Die eine mit ihren Sachen, die andere mit dem Rest der Süßigkeiten, die sie gebunkert hatte.

Wir umarmten uns, und sie flüsterte mir ins Ohr: »Das wird schon. Vertraue mir.« Dann drückte sie mir die Tüte

mit dem Essenskram in die Hand und ging durch die Glas-
tür. Ich stand da, umklammerte die zerknitterte Plastiktüte
und starrte die Tür an.

Der Sommer ging zu Ende und mit ihm die Süßigkeiten in
der Tüte. Ich redete kaum mit den anderen Kindern, und
auch sie ließen mich meistens in Ruhe. Jeden Tag fragte
ich die Erzieherin, ob Post für mich gekommen ist. Jeden Tag
schnalzte sie genervt mit der Zunge und schüttelte den Kopf.

Am ersten September passierten gleich zwei große
Dinge. Ich wurde eingeschult und bekam ein Paket. Das
erste in meinem ganzen Leben.

Eine ganze Zeitlang kniete ich vor dem Paket und ver-
suchte mir vorzustellen, was wohl drin war. Dann holte ich
eine kleine Schere und schnitt fein säuberlich das Klebe-
band durch.

Ganz oben lag der graue Sportanzug, den ich schon so
oft gestreichelt hatte, darin war die Barbie eingewickelt,
und darunter ein Brief.

Ich holte das feste Papier aus dem Umschlag, roch an den
kleinen Rosen, die in die rechte Ecke gedruckt waren, und
schaute mir die Buchstaben und Wörter an. Ich konnte
nicht lesen. Ein älteres Kind, das lesen konnte, kannte ich
nicht. Also blieb mir nichts anderes übrig, als Elena Wladi-
mirowna zu fragen.

Widerwillig, aber auch durchaus neugierig, nahm sie mir
den Brief aus der Hand und las ihn mir vor: